

Kunst, Wissenschaft und Leben.

[Deutschlands Rohstoffversorgung.] Ein trodenes Thema, über das im Verlaufe des Krieges unendlich viel geschrieben worden ist, ohne daß es bisher erschöpft worden wäre. Daß es sich auch anders als in rein geschäftsmäßigem Stil behandeln läßt, zeigt eine kleine Schrift von Dr. Walter Rathenau, die ich eben in der Berliner Ausgabe von S. Fischer in Berlin ersehe. Sie führt uns hinter die Kulissen. Dabei versteht es Rathenau, in lebendiger und anschaulicher Darstellung die Organisation der Rohstoffversorgung im Anfang zu überwinden, und auch noch weiterhin zu überwinden. Er schreibt u. a.: „Die Kriegs-Rohstoff-Abteilung war durch Ministerialerlass errichtet; sie hatte einen zweifachen Vorstand, bestehend aus einem Obersten a. D., einem erfahrenen Mann, der gewissermaßen die militärische Leitung darstellte, und die Erfahrungen des Kriegsministeriums in unserer Abteilung verfertigte, und mit dem die Aufgabe gestellt war, die Organisation zu schaffen. So saßen wir in vier kleinen Zimmern zu dritt mit einem Geheimen Expedienten Sekretär, der uns beigegeben war, und dessen praktische Erfahrungen wir in den Rührungen der Geschäftsordnung schöpfen lernten. Es war Mitte August. Vor meinem Fenster breitete ein wundervoller Ahorn seine Äste und überdeckte das Dach. Unten lag der schöne Garten des Kriegsministeriums, darin schritt eine Wache langsam auf und ab; zwei alte Kanonen standen auf dem Rasen in der Ecke. Und hinter dieser friedlichen Stille ein hoher Schornstein; der deutete auf das riesige Industriegebiet der deutschen Hochöfen, lenkte den Blick bis zu untern flammenden Grenzen. Dieses Gebiet der donnernden Schmelzen, der rauchenden Efen, der glühenden Hochofen, der kochenden Spindeln, dieses unermeßliche Industriegebiet dehnte sich vor dem geistigen Auge, und uns war die Aufgabe gestellt, diese Welt, diese webende und stehende Welt, zusammenzufassen, sie dem Kriege dienstbar zu machen, ihr einen einheitlichen Willen aufzuzwingen und ihre titanischen Kräfte zur Abwehr zu wecken... Hier Wege waren möglich und mußten beschritten werden, um die Wirtschaft im Lande umzugestalten, um das Verteidigungsverhältnis zu erzwingen. Erstens: alle Rohstoffe des Landes mußten zu eigener Willkür folgen werden, nichts mehr durfte eigenem Willen so fließen, daß nichts in die Feder Stoff, jedes Halbprodukt mußte so fließen, daß nichts in die Wege des Luxus oder des nebenmenschlichen Bedarfs gelangte; ihr Weg mußte gewaltsam eingedämmt werden, so daß sie selbstständig in die feinsten Endprodukte und Verwendungsformen mündeten, die das Heer brauchte. Das war die erste und schwerste Aufgabe. Zweitens: Die dritte Möglichkeit, die sich uns umschloß, war die Fabrikation. Wir mußten Bedacht darauf nehmen, daß alles das im Inland erzeugt wurde, was unentbehrlich und unerlässlich war. Wir mußten auch darauf Bedacht nehmen, daß neue Erzeugungsmethoden gefunden und entwickelt wurden, wo die alte Technik nicht ausreichte. Und nun der vierte Weg: es mußten schwer ersichtliche Stoffe durch andere, leichter beschaffbare ersetzt werden. Wo fließt es geschrieben, daß diese oder jene Sache aus Kupfer oder Aluminium gemacht werden muß; sie kann auch aus etwas anderem gemacht werden. Surrogate müssen herhalten, allgemachte Fabrikate müssen aus neuen Stoffen hergestellt werden. Wenn die alten sich für nichtig zeigen hinsichtlich ihres Stoffverbrauches, so muß dieser Elementarbedarf abgedeckt werden, und es müssen

solche Fabrikate ersetzen, die weniger wäckerlich sind hinsichtlich ihrer Erzeugungsmittel. Das waren die Methoden, die sich unserm Blick erschlossen hatten; nicht die Lösungen war, doch die Wege, die Möglichkeiten, die Hoffnungen. — Auf der anderen Seite aber lagen unübersehbar die Widerstände. Die krisenwirtschaftliche Beschäftigung stand etwa auf der Seite tributarischer Wirtschaft. Was das Kriegsgesetz und die Wehrverordnungen, was wenn man es seines theoretischen Ausdrucks entkleidet, ungefähr soviel, wie wenn ich sage: Kommt ein Rittmeister in ein Dorf, so kann er sich von Ortsvorsteher Helfer geben lassen, und macht ihm der Ortsvorsteher Schwierigkeiten durch Säumigkeit, so darf er in gewissen Ausnahmefällen sich den Helfer selbst nehmen. Das war ungefähr der Inbegriff der Beschäftigung, wie wir sie fanden. Des nähern zeigt uns dann Rathenau weiter die Schwierigkeiten, die bei der Herangehung von Arbeitskräften, bei der Überwindung von Raum und Zeit durch die neue Organisation zu bewältigen waren, und führt uns dann ein in den Begriff der Kriegswirtschaft, von der man wie von einer altererbten spricht. Viele dieser Kriegsgesellschaften sind in aller Munde; man kennt sie und empfindet sie als ein längst Gegebenes. Aber das Paradoxe ihres Wesens liegt so groß, daß selbst in unserm engsten Kreise, der sonst in großer Einzelheit unsere Maßnahmen durchschaut, eine Spaltung über die Möglichkeit unserer Durchführung dieser Schöpfung entsteht. Auf der einen Seite war ein einschneidender Schritt zum Staatssozialismus geschehen; der Güterverkehr gehörte nicht mehr dem freien Spiel der Kräfte, sondern war zwangsläufig geworden. Auf der anderen Seite wurde eine Selbstverwaltung der Industrie, und zwar in größtem Umfang, durch die neuen Organisationen angeordnet; wie sollten die gegenläufigen Grundzüge sich vertragen? Man hat denn auch hinter drei mit größtem oder geringem Wohlwollen uns gesagt, wie man es anders hätten machen sollen: wir hätten nicht die Gesellschaften gründen, sondern den behördlichen Apparat vergrößern sollen. Heute sind die Stimmen der Kritik vernehmlich. Wer indes noch zweifelt, dem empfehle ich einen Besuch in die Kriegswirtschaft oder Kriegsgemeinschaften. Wenn er dort Lausende von Stierischen an der Arbeit sieht, diesen Bienenkorb vor Augen hat, den Strom von Befehlen, Korrespondenzen, Transporten und Zahlungen verfolgt, so wird er sich sagen, in den Behörden: ahmen war den gewöhnlichen Reichsbehörden und der Ministerien haben das unerschöpfliche Beto: die Selbstverwaltung überlassen werden. So entstand der Begriff der Kriegsgemeinschaft aus dem Wesen der Selbstverwaltung und dem Reichsbehörden und der Ministerien. Die Kriegswirtschaft-Gemeinschaften wurden gegründet mit krafter behördlicher Aufsicht. Kommissare der Reichsbehörden und der Ministerien haben das unerschöpfliche Beto: die Gemeinschaften sind gemeinnützig, weder Disziplin noch Liquidationsgewinne dürfen sie verteilen; sie haben neben den gewöhnlichen Organen, eine unabhängige Kommission, die von Handelskammermitgliedern oder Beamten geleitet wird, die Schlichtungs- und Verteilungskommission. Auf diese Weise stehen sie da als ein Mittelglied zwischen der Wirtschaftsgemeinschaft, welche die freie wirtschaftlich-kapitalistische Form vertritt, und einem behördlichen Organismus; eine Wirtschaftsgemeinschaft, die vollständig in kommende Zeiten hinüberdehnt. Ihre Aufgabe ist es, den Zirkus der Rohstoffe in einer Hand zusammenzufassen und seine Bewegung so zu leiten, daß jede Produktionsstätte nach Maßgabe ihrer behördlichen Aufträge zu selbstbestimmten Breiten und Bedingungen mit Material versorgt wird.

* [Case Capia.] In einem verbandsfreundlichen Telegramm aus Bukarest war kürzlich zu lesen, daß unter anderem auch das bekannte Café Capia geschlossen worden sei, weil es die Verbesserung aufregender und falliger Nachrichten fördere. Es soll natürlich statt Capia Capia heißen, und der Seher, dem dieser Irrtum zugeschrieben ist, hat sich wohl nicht gedacht, daß er damit unbewußt einen Zusammenhang der Ideen äußerlich hergestellt hat. Capia könnte tatsächlich auch Capia heißen. Was die für ihr Wohlleben bekannte süditalienische Stadt dem Heer Sammhals angeht, das besorgt an dem wohnhabenden Teil des rumänischen Volkes jahraus, jahrein das Hotel, Café und Gasthaus Capia, vielleicht nicht so rasch, wie die italienische Schweser, um so gründlicher aber und jedenfalls viel teurer. Capia ist das Wirtshaus von Bukarest, man kann sagen, von ganz Rumänien, wenigstens von jenem, das beansprucht, in der Welt als solches angesehen zu werden, dem Rumänien der Großgrundbesitzer, Kolonist und Adwokat. Capia spielt im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben dieser Rumänen eine große Rolle, und seine Bedeutung überträgt sich natürlich auch auf den Fremden, der in die rumänische Hauptstadt verschlagen wird. Bei Capia nicht gewesen sein, heißt so viel, wie nichts am Kölner Dom vorbeigehen oder die Kaffeescheibe Madonna in Dresden verstaubt haben. Dies klingt in den ersten Augenblick übertrieben, ist es aber nicht. Die Stadt, die keine künstlerisch wertvolle Kirche hat — die einzige dieser Art in Rumänien steht in Curtea de Argeş, wo das alte Königspar begraben liegt, dem sie auch ihre Stellung noch kein Rathaus hat — nur der eingetriedigte Platz ist zu sehen, auf dem es vor Jahren hätte erbaut werden sollen, mit den Millionen, die dem Steuerzahler abgezogen wurden, des Heers von Beamten, über die sie verfügen, verschwunden sind — die Stadt, die kein lebenswertes Museum hat — sie kann tatsächlich auf ihren Capia stolz sein. Man geht nicht hin, um etwas zu sehen, denn das Haus ist all und winstelig, die Wohnräume sind altmodisch ohne die sonst bei ähnlichen Bauten übliche Beigabe von neuzeitlicher Bequemlichkeit; man geht hin, um zu schlemmen und zu trinken. Es ist kampfesrohnd, daß die rumänische Hauptstadt über kein anderes Wirtshaus verfügt, lehrreich aber ist es gewiß auch, Capia spielt in der rumänischen Politik eine größere Rolle, als man gemeinhin anzunehmen geneigt ist. Von Capia ging die granke Rache aus, die die heutige Regierung mit Heren Brakama als Minister des Innern an den Bauern im Jahre 1907 nahm, Capia war und ist maßgebend für die Behandlung der Juden, wie sie in keinem andern Land des Erdballs, Rußland nicht ausgenommen, zu finden ist, von Capia ging auch die Bewegung des heutigen Ministerpräsidenten die Bewegung für den Krieg gegen Bulgarien im Jahre 1913 aus. Die Leute, die diese üblichen Geschäfte besorgen, sind vor allem junge und alte Militärs und solche, die sich ihrer bedienen. Seine sind immer dort zu finden. Am späten Vormittag sitzen sie bei schönem Wetter mit weit vortretenden Betnen auf dem Bürgersteig, so daß die Vorübergehenden Mühe haben, den Herrschaften auszuweichen, mittags füllen sie sich die Mägen, wenn sie über ausreichend Geld verfügen oder jemanden mitführen, der für sie isst, nachmittags wird der Vormittag wiederholt und so fort bis in den frühen Morgen. Sitz bei Capia betrinken, ist keine Schwärze, es gehört sogar zeitweise zum guten Ton. Dort werden auch erfahrungsgemäß Nachrichten hergestellt, die bestimmte Wirkungen hervorzurufen haben und für deren Verbreitung besonders die Rumänen recht sorgsam Presse an die Hand gebend, bestreuen Capisten zachten. Allmächtig konnte man dort den frühen

russischen Militärattaché mit dem Direktor der amtlichen Agence Roumaine beim Wäshy sitzen und täglich süßlich mit von den Mittelmästen die Folgen dieser engen Freundschaft. Die genannte Agence war uns immer feindlich bis an die Zähne. Die Macht Capia zeigte sich niemals so deutlich wie in der letzten Entschädigung Rumaniens. Herr Bratianu machte sich allerdings in seinen Blättern noch wenige Wochen vor der Kriegserklärung über die Capisten lustig, schließlich tat er doch, was sie wollten, denn die Hochofen der Feindlichkeit gegen die Mittelmäste war natürlich Capia, wo jeder Rumäne, der auf sich hält, welche Sprache immer, nur nicht Rumänisch spricht, am liebsten Französisch. Ihre Betätigung für das Vaterland sehen diese Herren damit als abgegriffen an, und keine Meldung verdient mit mehr Vorzicht aufgenommen zu werden, als jene, in der es heißt, daß bei Hermannstadt die Wille der vornehmen Bukarester Jugend zugrunde gegangen sei; im Weltkrieg ist allerdings alles möglich, sogar, daß die Capisten kämpfen, dieselben, die schon im Frieden Morastellen gewissermaßen en gros kauften, weil die Notare nicht eintrüben mußten. Möglich ist es also wohl, aber nicht wahrscheinlich, dem dieses Capia — nicht der Geister, sondern nur der rein körperlichen Sinne — erzieht nur Genußmenschen im gewöhnlichen Sinne.

che Zeitung

14. X. 1916

21